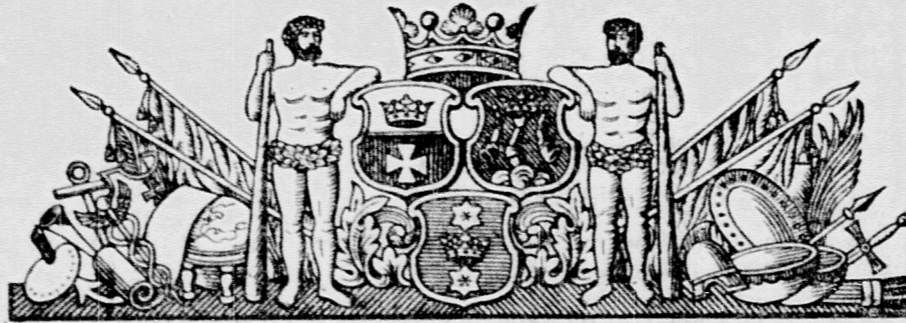


Königsberger Hartungische Zeitung.

Die „Königsberger Hartungische Zeitung“ erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe, insgesamt wöchentlich zwölf Mal. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3 Mark, frei Haus 3,50 Mark; monatlich 1 Mark, frei Haus 1,20 Mark. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Bestellgeld). Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.



Gründungsjahr der Hartungischen Druckerei (weiland Neugner): 1640.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenbofstraße 2, sowie in allen Annoncenbureaus hier und auswärts entgegengenommen und kosten für die einseitige Zeitspalte über deren Raum 20 Pf., für Anzeigen außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pf. (Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeiger 15 Pf.), Neffamen 75 Pf. Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pf. Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Der preußische Landtag.

Es hängt mit dem Wesen der parlamentarischen und politischen Korrespondenzen zusammen — manche werden vielleicht auch geneigt sein, hier von einem Umweifen zu sprechen —, daß, je mehr wir uns der Zeit nähern, in der naturgemäß die Parlamente zusammenzutreten müssen, die Nachrichten sich mehren, die von Eröffnungssterminen und kommenden gesetzgeberischen Arbeiten zu erzählen wissen. Das ist wie die Zunahme der Schienenstränge vor einem Eisenbahnknotenpunkt oder die ins Freie verirrten vier- und fünfstündigen Meistkaternen, die regelmäßig die Nähe einer großen Stadt anzeigen. Mit anderen Worten: Symptome sind's, daß die parlamentarische Arbeit nun bald anheben wird; mehr nicht.

So wollen auch die Meldungen bewertet werden, die dieser Tage über die kommende preußische Landtagssession durch die Blätter gingen. Es ist richtig, daß das Parlament erst nach Weihnachten zusammentritt; wir haben das an dieser Stelle schon im September geäußert, zugleich begründet, warum an einen früheren Sessionsbeginn nicht zu denken wäre. Es mag auch sein, daß man sich nun endgültig auf den 8. Januar als Anfang geeinigt hat, wenn schon in parlamentarischen und auch in manchen amtlichen Kreisen in der Beziehung noch vor ganz kurzer Zeit bedenkliche Unklarheit herrschte. Aber die parlamentarische Spezialfolge, die bei der Gelegenheit verfallen würde, haben wir Grund, für mehr oder weniger opferlos, höflicher ausgedrückt: für unvollständig zu halten. Zunächst fehlt in der Aufzählung ein Gesetz, das unter allen Umständen eingebracht werden wird: das Landesverwaltungs-Gesetz. Das ist fertig; es ist sogar die einzige Frucht, die die vor Jahr und Tag mit erheblichem Geräusch eingeleitete Immediatkommission bislang gezeugt hat, und also wird man sich's kaum entgehen lassen, sie auch öffentlich zu präsentieren; schon um die Spötter und Steinkerler zu entwaffnen, die sich bei der bisher beliebten Methode von den Beratungen besagter Kommission keinerlei Erfolge versprechen mochten. Gingen wird man bezweifeln dürfen, ob das oft verheißene Parzellierungsgesetz nun auch wirklich kommt. Das wird bekanntlich in weiten Kreisen mit stürmischer Sehnsucht erwartet; aber es paßt eigentlich nicht in den Schwarzfenster, den die Herren Schwarzkopf und Schorlemer steuern, und darum kann es schon geschehen, daß man die Sehnsüchtigen auch fieber noch horren läßt.

Indes haben alle diese Dinge, ob sie nun kommen oder unterbleiben, kaum eine über die Grenzen des Staates Preußen hinausreichende Bedeutung. Das Wohnungsgesetz könnte sie haben, weil, wie man sich erinnern wird, Herr Delbück verheißt hat, von Reichs wegen einzugreifen, wenn der führende Einzelstaat seine Ehrenpflicht, hier beispielsweise vorzugeben, noch länger verabsäumen sollte. Im übrigen wäre für die gesamtdeutsche Politik nur eines von Gewicht: wenn Preußen sich nun endlich entschließen, an die Reform seines Landtagswahlrechts heranzutreten. Nur wird man gut tun, in der Beziehung nichts von der Regierung, zum mindesten nichts bei ihrer derzeitigen Zusammensetzung, zu erwarten. Die ist in diesen Stücken nun einmal für das quiesca non movere. In den letzten Jahren vor den Wah-

len hieß es: man müßte doch erst das Ergebnis der Neuwahlen abwarten. Jetzt, wo die Verhältnisse in der zweiten preußischen Kammer immerhin ein wenig zugunsten der Linken, der im Prinzip die Reform Verabschieden, sich verschoben, wird man vermutlich als eine erweise Melodie vernehmen: es müßten nun erst die Erfahrungen der Neuwahlen abgewartet und unterzucht werden. Wer das Lied nicht weiter kann, der fängt es halt wieder von vorne an. Dennoch wäre es nicht unmöglich, daß der Ausweg vielleicht aus der Mitte des Abgeordnetenhauses verläuft würde. Man könnte da an etwas Ähnliches denken, wie es im Sommer bei den Steuergeboten im Reich unternommen wurde, wo ja auch, nachdem die Regierung glücklicherweise verjagt hatte, die Initiative schließlich von den Parteien ausging, und es wäre an sich wohl auch nicht ganz ausgeschlossen, daß sich dann abermals dieselben Parteien zusammenfinden. Tatsächlich ist — wir haben das bereits damals leise angedeutet — zu jener Zeit von dem einen oder anderen der Plan erwogen worden, die einmal gesandene Kombination auch für weitere politische Unternehmungen nutzbar zu machen. Indes wird an diese Dinge doch nur mit großer Vorsicht zu rühren sein. Was einmal glückt, braucht nicht auch beim zweiten Anlauf zu gelingen; zu früh und zur Unzeit begonnen, könnte das ganze Werk leicht scheitern. Dennoch wird man diesen Weg nicht aus den Augen verlieren dürfen.

Es sieht bei uns schon fast so, wie im Weckenburgischen; wenn es nach dem Willen der derzeit Herrschenden geht, blüht allens hin Allen. Nur daß das preussische Wahlrechtsproblem: denn doch ein zentrales Problem ist und hier ungleich Größeres auf dem Spiele steht. Das Lähmende in unserer Politik schreibt sich zu nicht geringen Teilen daher, daß die Regierung ad libitum den preussischen Landtag gegen den Reichstag ausstellen kann, und umgekehrt, bald mit preussischem, bald mit Reichswahlrecht, und so es bei aller eigenen Schwäche immer noch zu verhindern mag, daß sich ein einheitlicher politischer Wille bei den Regierten bildet.

Frankreichs unbefriedigender Außenhandel.

(Pariser Brief der „Hartungischen Zeitung“.)

Den Bericht der Kommission für die Zolltragnisse, den mehr als ein Vierteljahrhundert Alfred Ricard in so umfassender und eindringlicher Weise erstatte, daß er jedesmal zu einer von hohen Gesichtspunkten getragenen wertvollen Darstellung des französischen Handels wurde, ist für das Jahr 1912 in diesen Tagen zum erstenmal von Chaplal veröffentlicht worden. Der französische Außenhandel ist während des letzten Jahres gestiegen. Er hat, Ausfuhr und Einfuhr zusammengerechnet, den Wert von 14 943 Millionen erreicht. Das ist die höchste Ziffer, die die Zollstatistik je aufwies. Sie bedeutet ein Mehr von 800 Millionen gegen 1911, wovon 165 Millionen auf die Einfuhr und 635 Millionen auf die Ausfuhr entfallen. Der Gesamtumsatz mit den fremden Ländern hat sich also um 5,6 Prozent gehoben.

„Genügt es“, so fragt der Berichterstatter, „daß Frankreich gerade noch seinen vierten Rang, weit hinter England, Deutschland und den Vereinigten Staaten, im Welthandel bewahrt? Wenn man den Aufstieg betrachtet, den andere Länder genommen haben, und wenn man die Änderungen in ihren gegenseitigen Beziehungen analysiert, tritt zutage, daß die meisten von ihnen größere Fortschritte machen und einen Vorprung erreichen, der unsere ganze Aufmerksamkeit verdient.“

Denn während der französische Außenhandel um 5,6 Prozent zunahm, stieg der Außenhandel in England um 2,686 Mill. oder um 8,6 Proz., in Deutschland um 2,267 Mill. oder 10,3 Proz., in den Vereinigten Staaten um 1,396 Mill. oder 7,6 Prozent, in Argentinien um 868 Mill. oder 25 Prozent, im englischen Indien um 761 Mill. oder 11,5 Prozent, in Oesterreich um 729 Mill. oder 12,4 Prozent, in Japan um 482 Mill. oder 19,5 Prozent, in Kanada um 442 Mill. oder 11,7 Prozent, in Italien um 406 Mill. oder 7,2 Prozent, in der Schweiz um 277 Mill. oder 9 Prozent, in Ägypten um 120 Mill. oder 8,3 Prozent. Die Ziffern für die anderen Staaten fehlen noch. Aber diese Aufzählung zeigt, daß bei allen andern Ländern der Fortschritt im Jahre 1912 verhältnismäßig bedeutender war als in Frankreich, und das nicht allein bei den Ländern, die neu und gewissermaßen mit frischen Kräften auf den Weltmarkt treten, sondern auch bei den alten Konkurrenten Frankreichs.

Welches sind die Gründe für die unbefriedigende Stellung Frankreichs? •Chaplal nennt den Geburtenmangel, der den Industrien nicht die genügenden Arbeitskräfte zuführt und die Unternehmer in ein zu großes Abhängigkeitsverhältnis den Arbeitern gegenüber zwingt, die „demokratische Entwicklung des Verbrauchs“, der die Mundschaft den Luxuswaren, die Frankreich Stärke sind, absperrig macht und so den billigen Massenartikeln zureibt, und die Lasten der sozialen Beschneidung, die aber in Frankreich bei weitem nicht die Höhe erreichen, die sie in Deutschland haben. Die Frage, warum das Frankreich, das einst unter Napoleon III. in glänzenden Weltausstellungen mit England um den ersten Platz als Handelsvolk wetteiferte, soweit zurückgelassen ist und nicht den Rang einnehmen kann, der ihm nach den Schätzen, die sein Boden birgt, und nach der Kapitalkraft seiner Bewohner zukommt, gehört zu den Steckenpferden des bekannten französischen Nationalökonomten Blondel, der sich auch besonders durch seine Schriften über Deutschland herorgehoben hat. Aus dem Vergleich zwischen deutscher und französischer Volkswirtschaft hat er die Ansicht gewonnen, daß die Unterlegenheit Frankreichs vor allem auf dem Mangel an Initiative, Fähigkeit und Organisationsstalten, die er an den Deutschen rühmt, beruht. Diese Anschauung teilt Chaplal. Er fordert eine Reform der kaufmännischen Erziehung und eine neue gesetzliche Regelung der Lehrlingsverhältnisse. Er erwartet Wunder von dem „neuen Geist“, der der Jugend philosophische Reichhaltigkeit und einleitige Beschäftigung mit politischen Fragen verleidet und dem neuen Ideal, der „Aktion“ zuführt.

Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens anderer freut. Goethe.

Berliner Theaterbrief.

Das Beurteilen über den Dramatiker Herbert Gulenberg, das uns nun schon eine geraume Weile schmerzhaft zu schaffen macht, ist weder durch seine preisgekürzte „Belinde“ noch durch seine persönlich gemeinte „Zeitwende“ über jeden Widerspruch hinaus vor oder gegen den unstrittenen Dichter geklärt worden. Königsberg hat festgestellt, daß die Berliner Theaterkritik im Falle Gulenberg verjagt habe — mit wenigen Ausnahmen, wie denn gerade einer unserer rücksichtslosesten Mitter vom Geist — der über Hauptmanns in der Umarmung dichterisch feines, im breiten Bilde für seinen Zweck wirksames Jahrtausendspiel durchaus unparlamentarisch wurde — in den Fällen „Belinde“ und „Zeitwende“ geradezu liebevoll gegen den fühlenden Verstand das „hübe Wohlgefühls des Schwebens“ als die dichtende Schicht dieser ringenden Poeten mit dem Herzen verteidigt hat. Soviel wird uns allen klar sein, daß in dem unsicheren Taftan nach Bühnenfähigen, also innenfertigen Symbolen und nach der dramatischen Verdichtung der Stimmungen und Verstimmungen der bewegten Innenwelt Herbert Gulenberg noch durchaus unterwegs ist. Und man muß den Wunsch begreifen, daß der mit Achtung und Präzision geschmückte Dichter sich in absehbarer Zeit, möglichst noch vor seinem 70. Geburtstag, ins Freie kämpfe und mit sich selber ins Reine komme.

Ich habe telegraphisch bereits in Kürze berichtet über das moderne Ghettostück des Dänen Nathansen: „Hinter Mauer“, diesen ernsthaften sozialen Versahter, den das Komödienthaus zur Aufzucht bringt, und der ja auch den Königsbergern nicht mehr unbekannt ist. Trafen wir vor etlichen Jahren den geschickten Autor in der dramatischen Firma mit den Franzosen Oktave Mirbeau in einem überblühenden Vorbereitend, so arbeitet er nun für sein eigenes Konto. Dieses auf Wirkung berechnete Stück erscheint in der Erfindung der Fabel ebenso flach, durchschnittlich und abgegriffen, wie es in der Belaudung vieler Einzelzüge aus dem jüdischen Familienleben anziehend und eigenartig, in der psychologischen Spiegelung der Differenzen und Räte zwischen Juden und Christen, auch zwischen der alten und der jungen Generation, viel Licht und Anregung ausstrahlt. Die beiden ersten Akte sind stark durch diese Einzelmomente, der dritte Akt ist fast nur aufgeführt; und der Schlusssatz bleibt schwach; eine wirkliche Lösung für sein Problem hat der Verfasser nicht gefunden, und das Einlenken in die Gedankenbahn von Lessings „Nathan“ befriedigt nicht, weil wir eine Auseinandersetzung mit den praktischen Fragen der Gegenwart begehen, auf die hier alles hindrängt. Immerhin: diese Umwelt des Judentums, dies Festhalten am Väterbrauch und dieses un-

bedingte Vertrauen darauf, daß (durch alle Irrungen hindurch) Blutdicker sei als Wasser, ist unterm Herzen nahe gekommen! Zumal Arthur Bergen sein Familienhaupt Levin in einer eindringlichen Studie in körperlicher Haltung, in den Schwingungen der Sprache und in der innigen Patriarchenwürde, die durch die kümmerlichen Formen wie durch die abgenutzte Hausjade hindurchschimmert, mit Meisterhaftigkeit verkörperte. Dieser Künstler ist selber „hinter den Mauern“ an diesem Abend siegreich hervorgebrochen und hat sich als ein sehr starkes Talent ins Licht gestellt! Frieda Richard als Mutter Sara war in der herzlichen Betulichkeit mit den holden Zügen des Alters ebenso fähig wie in der unerbittlich tapferen Weisheit ihres über dem Leben still gewordenen Herzens. Die Ehler von Mathilde Brandt blieb in einem unrubigen Durchschnitt stecken, auch der Privadozent des Herrn Steinbeck brachte keinen Menschen; nichts verdaulich Gustav Vog als korrekter Erbschaft. Tadellos ist der durchdachte Meyer von Max Jungk als sicheres Charakterbild zu loben und die kleine Coa als Entlocher, welche die Reichsfloßschuppen gegen Belohnung riecht, und welche kindlich unbeschränkt im Kreise herum ihren gestickten Unterrock und ihre Höschen zeigen darf.

Vom Alten Testament ins Neue Testament führt das gereimte Legentenspiel, von dem gleichfalls schon kurz die Rede war: „Der verlorene Sohn“ von Wilhelm Schmidbönn, unter der Regie von Max Reinhardt. Die beiden ersten Akte wirken wie der Aufstieg zu dem Schlusssatz, der dem ganzen Spiel beides gibt: den Sinn und die Weisheit. Die wunderbar zarte Parabel vom verirrten und wiederkehrenden Sohn und dessen herzlos gerechten älteren Bruder findet sich nur in einem der vier Evangelien als Protekt des freien Nazareners gegen das Geseßesbognia seiner jüdischen Kirche. Die christliche Kirche hat unter dem Einfluß des rabbinisch geistlichen Paulus dieses Gleichnis immer triumphal mißverstanden und sich ihm widersteht. Erst die liberale Theologie ließ den Edelstein aufleuchten und hat mit Recht dies hohe Lied von der freien Güte Gottes ohne blutiges Opfer eines Mittlers zum Schwingrad des freien Protestantismus gemacht. Schmidbönn vertieft im Schlusssatz diesen Gedanken von der vergehenden Vaterliebe durch ein doppeltes Motiv: die Mutter des verlorenen Sohnes bricht in ihrer Liebestraht nach heldenhaftem Lauf zusammen, als sie in ihrem Jungen nicht nur den Verführten und durch seine Schuld Kranken vor sich sieht, sondern auch den Lumpen, der zum Betrüger wurde und nur aus Großmut des trunkenen Betrogenen nicht im Zuchthaus sitzt. Ihr mütterlicher Stolz erliegt dieser schwersten Belastungsprobe. Und nun läßt der Dichter den Vater über die Mutter triumphieren: verhüllten Hauptes stand der Alte bisher betäubt abseits an der Mauer; angeht die der schweigend in sich verfunkenen Mutter merkt er das gramdurchdrungte Gesicht mit den gütigen Augen dem Hansen Glend zu, das vor seinen Füßen kniet — er vergibt dem Sohne nicht, spricht aber das Wort über ihn: in Deinen Augen steht die Hoffnung. Und langsam anschwellend ringt sich aus seiner Brust der zitternde Jubelruf: Heimgekehrte! Er

muß ihn durchziehen gegen die Knechte des Hauses und gegen die Mutter. Kofa Bertens als Mutter gab manches, Vater und Sohn Schildkraut gaben das Beste. Reinhardt schuf ein Schlussspiel. Theodor Kappstein.

Ein Drama der Treue.

So nennt Frederik van Ceden, der geistvolle Sozialphilosoph und gedankenschwere Dichter aus den Niederlanden, sein Bühnenwerk „Lioba“ (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin), das jedoch in Weimar seine Uraufführung erlebte. Die Treue, der van Ceden sein Lied singt, ist die Treue des Weibes zum Manne, ist höchste weibliche Sittlichkeit. Das Motiv der Tristan und Isolde erdient in der Umkehrung: die jugendliche Lioba, von einem altersgrauen König aus Höflichkeitsweltlichkeit in Ehepflicht genommen, leidet an Sehnsucht nach Sinnenglück und Kinderreigen und will sich einem jugendlichen Ritter weihen, der dieser Sehnsucht Verbeizung verspricht. Aber der sittliche Gedanke, der dieser Lioba innewohnt, ist stärker als des Leibes Verlangen. Sie hält dem König in einer Stunde, die Gelegenheit zur Sünde deutet, die eheliche Treue und wächst danach so hoch in die Idee der Sittlichkeit hinein, daß sie auch nach des alten Königs Tode, der sie der Pflicht entbindet, dem Geleitet die Gesolgshaft weigert. Verkant und geschmäht, zieht sie vielmehr vor, dem Toten im Tode zu folgen. Zu einer Zeit, die den Ehebruch zum selbstverständlichen Vorrecht jeder sich „unverstanden“ fühlenden Kofette macht, die das Heldentum des Lebens um einer Idee willen mißachtet und die der ehelichen Treuehaftigkeit in der Literatur und sonstwie nicht genug Kränze flechten und nicht verzichtet genug angelegte psychologische Motivierungen geben kann, — in einer solchen Zeit könnte ein Ehedrama der Treue Ehrfurcht, Bewunderung und neuen Glauben wecken. Leider gehen aber von van Ceden's Werk so mächtige Wirkungen, mag die Absicht darauf noch so deutlich sein, nicht aus. Das macht: diese Lioba ist von vornherein zu sehr Engelsgestalt, alle irdische Sehnsucht kommt gar nicht an sie heran: sie kämpft ihn nicht, den schwereren Kampf der Pflicht, sie hat den Sieg in Händen. So kann es zu keiner dramatischen Spannung kommen in dem Stück. Kommt aber noch hinzu, daß das dürftige dramatische Geschehen gebremst und überfließert wird durch ein unendliches Geschlinge von gedanklichen Phrasen. In diesen strömt der Mystiker van Ceden seine religiöse Seele aus — aber die Gestalten, die er formen wollte, werden darunter zu verkommenen Schemen oder zu überirdischen Wesen, denen alles Menschliche fremd ist. — Die Darstellung sah sich bei dieser unparlamentarischen Anlage des Werks großen Schwierigkeiten gegenüber. Zu einer schon unmissbaren Gestaltung des gestaltlosen Ganzen kam es denn auch nicht. Sinnliche Wirkungen gingen nur von den Bühnenbildern aus, die Oberregisseur Brandt, der die Aufführung lange und mit Liebe vorbereitet hatte, als plastisch-lebendige Rahmen um die fliehende Lyrik und das hohe Pathos dieses Gedichts herumgelegt hatte.

Amtliche Nachrichten.

Der König hat dem Rektor Friedrich Lenkeit zu Tilsit den Rot. Adlerorden 4. Kl., dem Prätor August Weber zu Speyer die Ordensdekorationen in Silber, dem Oberstleutnant Johann Dornbusch von Hohenlohe, dem Kreisaußenbeauftragten August Brombach zu Lud das Verdienstkreuz in Gold, dem Bildhauer Gustav Grigo zu Lud das Verdienstkreuz in Silber, dem pensionierten Major Hermann Bachmann zu Hammel die Ordensdekorationen, Julius Petter zu Gumbinnen und Karl Reinhold zu Königsberg i. Pr. das Allgemeine Ehrenzeichen, dem Feldwebel Arthur Klein im Küstlerregiment Graf Noen (Dir.) Nr. 33 das Allgemeine Ehrenzeichen in Bronze verliehen.

Deutsches Reich.

Gebärstreit und nationale Wehrhaftigkeit. In einem Artikel über den Gebärstreit äußert sich der sozialdemokratische Abg. Dr. Duesel in den „Sozialistischen Monatsheften“ gegen die Agitatoren für diesen „Streit“, und zwar in recht bemerkenswerten Ausführungen. Er legt auseinander:

„Aus den Gebieten des ostelbischen Großgrundbesitzes wandern alljährlich viele Tausende Proletarier nach dem Westen, um in Fabriken und Bergwerken ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Diese Massenabwanderung des proletarischen Nachwuchses wirkt für den Osten ähnlich wie ein Gebärstreit. Der proletarische Nachwuchs wird zwar im Osten reichlicher als irgendwo erzeugt; kaum aber ist er reif zur Erzeugung von Mehrwert geworden, so führt ihn die Bahn nach dem Westen. Die proletarische Massenwanderung, deren Schouplap das Deutsche Reich ist, hat den agrarischen Osten allerdings relativ menschenleer gemacht. Von einer eigentlichen Proletarierleere kann man im Osten aber doch nicht sprechen. Alljährlich, wenn der letzte Schnee von den Feldern verschwindet, bringen die Bahnen viele Hunderttausende von Proletariern, Männer und Frauen, aus Galizien, Polen und Rußland nach dem deutschen Osten. ... So wenig wie die proletarische Abwanderung den Osten proletarischer gemacht hat, so wenig könnte ein Gebärstreit im deutschen Westen das Angebot von Menschen dauernd geringeren machen als die Nachfrage, und zwar deshalb, weil die Einwanderung aus dem slavischen Osten alle Lücken, die ein Gebärstreit in die Bevölkerung reißen würde, sehr schnell wieder füllen müßte. Die ohnehin schon bestehende Gefahr der Zurückdrängung der Deutschen durch die Slaven würde durch einen Gebärstreit eine außerordentliche Verschärfung erfahren.“

Dr. Duesel wendet sich schließlich gegen einen mißverständlichen Internationalismus und findet es nicht „völlig gleichgültig“, ob das Deutsche Reich von deutschen oder von slavischen Arbeitern bewohnt wird; es werde wohl kaum ein Sozialdemokrat, so meint er, vielleicht etwas sehr optimistisch, genug sein, die nationale Seite der Frage zu leugnen. Er schreibt: „Ein starker Rückgang der Geburten bedeutet in jedem Fall eine so gefährliche Minderung der Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes, daß wohl niemand sie als eine Friedensbürgschaft annehmen wird. Der Kampf gegen den Gebärstreit ist in erster Linie ein Kampf um die nationale Existenz. Dieser Erkenntnis darf sich auch die Sozialdemokratie nicht verschließen.“ Leider hat sich die Sozialdemokratie bisher nur allzu häufig der Erkenntnis verschlossen, wenn es sich um Fragen der nationalen Existenz handelte!

th. Zur Gleichstellung der Richter mit den höheren Regierungsbeamten. macht im Abgeordnetenhaus (Lid.-Berlin) in der „Deutschen Juristenzeitung“ den Vorschlag, die dem ältesten Drittel der Regierungsbeamten gewährte pensionsfähige Zulage von 600 Mark auch einem Drittel der Gesamtzahl der Richter, nicht wie jetzt nur einem Sechstel, zuzuwenden, damit das Gefühl der Zurücksetzung bei den Richtern genommen werde. Die Zulage erhalten zurzeit nur die Landesgerichtsdirektoren, Oberlandesgerichtspräsidenten und die ersten Staatsanwälte, 92 von rund 6400 Richtern. Bei Durchführung des gedachten Wunsches müßten noch 1211 Richter die Zulage erhalten. Der Autor gibt zu, daß die Auswahl dieser 1211 schwer falle. Die Auswahl nach dem Dienstalter zu treffen, habe Bedenken, weil manch alter Richter mit wenig Arbeit dann die Zulage erhalte, während jüngere mit starker Belastung leer ausgehen. Als Ausweg bliebe nur, die Zulage bis zum 65. Jahre nur zu zahlen, damit die Jüngeren nicht zu lange zu warten hätten. Bei Festhaltung dieses Endpunktes, so meint Kade schließlich, lasse sich der Anknüpfungspunkt der Zulage leicht berechnen.

Bismarck-Gedenken. Der langjährige Redakteur der „Hamburger Nachrichten“ Herrmann Hofmann gibt jetzt durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart sein reichhaltiges Bismarck-Material im Zusammenhang heraus. Bekanntlich hat Fürst Bismarck nach seiner Entlassung in den Jahren 1890 bis 1898 sehr lebhaften Beziehungen zu den „Hamburger Nachrichten“ unterhalten. Hofmann trielte dabei den Vermittler. Auch hat Fürst Bismarck Herrn

Solmann manche nicht zur Veröffentlichung bestimmten Mitteilungen gemacht. Ueber ein Gespräch, das er mit dem Reichskanzler über die „Emscher Depesche“ gehabt, erzählt Hofmann in seinem Buche unter anderem folgendes: „Mir hat Fürst Bismarck den Vorgang bei der Redigierung der Emscher Depesche, wie er von ihm in seinen Memoiren (Bd. II, S. 87 ff.) dargestellt ist, in kürzerer und drastischer Weise geschildert. Ich lasse seine Erzählung hier wörtlich folgen: „Mollath und Roon waren bei mir zu Tisch, als das Abfenske Telegramm über die Vorgänge in Ems einlief. Ich las es den beiden Generalen vor, und der Eindruck war der, daß die beiden „ollen Bluträuber“ lange Gesichter machten und Messer und Gabel niederlegten. Der Ap. war ihnen vergangen. Da habe ich sie gefragt: „Sind Sie wirklich ganz fertig mit dem Heere, so daß wir mit sicherer Aussicht auf Erfolg losziehen können?“ Beide bejahten das. Daraufhin setzte ich mich mit dem Abfenschen Text an einen Rebenstich und strich ihn, ohne ein Wort zu ändern oder hinzuzufügen, so zusammen, wie er als „Emscher Depesche“ in der europäischen Presse veröffentlicht worden ist. Als ich die neue Fassung den beiden Generalen vorlas, nahmen sie ganz vergnügt Messer und Gabel wieder auf, und die unterbrochene Mahlzeit wurde mit sichtlichem Behagen fortgesetzt. So wurde aus der Schamde die Faniare.“ Gegen den Vorwurf einer Fälschung des Abfenschen Textes war der Fürst stets sehr empfindlich und ließ ihn jedesmal energisch zurückweisen, wenn er erhoben wurde.“

Für 122 Millionen Mark Einfuhrsteine. Durch Einfuhrsteine ist im Kalenderjahr 1912 nach amtlichen Mitteilungen der Zoll im Betrage von 122 Millionen Mark bezahlt worden gegen 104,4 Millionen Mark im Jahre 1911 und 122,4 Millionen Mark im Jahre 1910. Von den 122 Millionen Mark des Jahres 1912 kamen 80,9 Millionen Mark auf Weizen und Speis, 17,4 Mill. M. auf Hafer, 13,5 Mill. M. auf Roggen, 8,1 Mill. M. auf Malzgerste, 0,5 Mill. Mark auf Buchweizen und 0,4 Mill. M. auf Raps und Rüböl.

Zu einer Rechtsauskunftsorganisation für Landarbeiter dürfte, wie schon mehrfach betont, der nächste Staatshaushaltsetat Mittel vorzehen. In Frage steht namentlich, die Arbeitsnachweisenstellen, deren Netz sich immer weiter ausbreitet, in den Dienst der gemeinnützigen Rechtsauskunft zu stellen, wodurch auch eine erhebliche Verbilligung der Kosten erzielt werden würde.

Eine eigenständige Überetzung des Reichspostgesetzes kam vor dem Schöffengericht in Hamburg zur Beurteilung. Vor längerer Zeit eroberte die Postverwaltung, daß sich auf dem Dache der englischen Kirche im Johannishofweg zwischen dem Fabrikant und dem Schmied eine Antenne für drahtlose Telegraphie befand. Eine Genehmigung hierzu war nicht eingeholt worden. Zunächst stellte sich Spionageverdacht ein, dann wurde festgestellt, daß die Antennenstation, der die Antenne diene, in dem englischen Gesandtschaftsgebäude von einem an der Kirche tätigen englischen Gesandten eingerichtet worden war, und daß sie hauptsächlich dazu diene, Meldungen einkommender englischer Seeschiffe aufzunehmen, die man im Interesse der englischen Missionen anfallig verwandte. Natürlich wurden auch andere Meldungen aufgenommen, so z. B. allgemeine Nachrichten von der Nordoststation Norddeutsch. Die Angeklagten, Postor Sealy und Verwalter Olson, entschuldigten sich mit Unkenntnis des Gesetzes und damit, daß sie ohne persönliche Vorteile zu reinen Missionszwecken gehandelt hätten. Das Gericht erkannte auf Einziehung der Anlage und eine kleine Geldstrafe.

Ausland.

Oesterreich-Ungarn.

Der Auswandererstand. Das Subkomitee des österreichischen Budgetkommissionen legte Mittwoch seine Verhandlungen fort. Abg. Ellenbogen (Soz.) erklärte, es handelte sich in der ganzen Frage um eine Kampagne, die unter Patronanz eines auswärtigen Schiffsfahrtskartells gegen die antiliberale Schiffsahrtspolitik der Regierung betrieben werde. Leider habe die Regierung nicht gewagt, die österreichische Schiffsahrtspolitik gegen die ausländische Kartellpolitik zu verteidigen. Abg. Friedmann führte aus, die außerordentliche Zurückhaltung der Regierung sei wohl auf die vermeintlich notwendige Rücksichtnahme auf Deutschland zurückzuführen, da es sich hier um deutsche Gesellschaft handle. Abg. Mataja (christlich-sozial) sagte, die vom Sektionschef Riebl erstellten Ziele der Schiffsahrtspolitik könne jeder österreichische Politiker und auch die Partei des Adrians nur billigen. Eine energische strafrechtliche Verfolgung der Schuldigen werde auch für die anderen Gesellschaften, welche nicht mit viel besseren Mitteln arbeiten dürften, ein abschreckendes Beispiel geben.

England.

Die Unionisten verlangen Neuwahlen. Bonar Law und Sir Edward Carson sprachen in einer Versammlung, die von 15 000 Personen besucht war, in Walsall end bei Newcastle. Bonar Law erklärte, das Versprechen, welches er für die Unionistenpartei im

vergangenen Herbst abgab, gelte noch immer. Falls die Regierung versuchen würde, Wiler aus der Union mit England herauszutreiben, ohne dazu die Zustimmung des Landes durch Neuwahlen erlangt zu haben, so würde Wiler, wenn es sich widerlegen sollte, im Recht sein und von den Unionisten unterstützt werden. Bonar Law sollte Carson Anerkennung und erklärte, daß er und Carson zusammenstehen und, wenn es nötig würde, auch zusammen fallen würden. Er hob den Ernst der Lage hervor und stellte in Abrede, daß die Opposition Wiler als Schadhahn im Parteikampfe gebrauche. Bonar Law erklärte weiter, Wiler sagte, daß er das Volk hinter sich habe. Warum mache dann Wiler nicht die Probe darauf? (Beifall.) Sodann wiederholte Bonar Law seine Forderung auf Ausschreibung der Wahlen. Solange die Unionisten glauben, führte er aus, daß die Regierung gegen den Willen des Volkes handle, bestehe kein Unterschied zwischen den Wünschen der irischen und englischen Unionisten. Falls das Volk jedoch bei einer Neuwahl der Politik der Regierung zustimme, würden die englischen Unionisten sich der Entscheidung beugen. Falls eine Verständigung möglich sei, werde sich niemand mehr freuen als er. Wenn Wiler die Unionisten zu einem Meinungsentscheid einladen wolle, so würden sie dies nicht ablehnen. Sie würden alle Vorschläge, die er ihnen machen würde, in Erwägung ziehen und sie mit dem wirklichen Wunsche beantworten, eine Lösung zu finden, falls eine Lösung möglich ist.

Spanien.

Klerikale Erwartungen. Pariser Blätter lassen sich aus Rom melden, das neue spanische Ministerium habe beim Vatikan einen sehr guten Eindruck hervorgerufen. Man sei dajelbst überzeugt, daß das Kabinett Dato die Frage der Kongregationen entsprechend dem Wunsche des Heiligen Vaters regeln und den Beziehungen zwischen dem Vatikan und Spanien den herzlichsten Charakter wiedergeben werde, den es unter den Liberalen verloren hatte. — Es ist ja kein Geheimnis, daß schon unter der Führung Canalejas Versuche zu einer Wiederanknüpfung der zerrissenen Fäden zwischen Rom und Madrid gemacht worden sind. Allerdings wird es auch dem Ministerium Dato nicht möglich sein, die liberalen Errungenschaften der letzten Jahre geradezu rückgängig zu machen, ohne das Land in schwere innere Unruhen zu stürzen. Ohne Kompromisse mit einem Teil der Liberalen ist keine Arbeit auch in den Cortes unmöglich; ebenso, wie sich Canalejas und nach ihm Graf Romanones namentlich in der äußeren Politik auf die Unterstützung der Konserverativen angewiesen haben und mit ihnen gegen die Republikaner oftmals paßieren mußten.

Vereinigte Staaten.

Die Flaggenlaufel im Zolltarif. Die Wege der amerikanischen Zollpolitik sind wunderbar. Man beschließt Gesetze und findet kurz darauf, daß sie — nicht in Geltung kommen können. Bekanntlich haben Deutschland, England und andere Staaten gegen die Bestimmung des neuen Zolltarifs Einspruch erhoben, daß Waren, die auf amerikanischen Schiffen eingeführt werden, einen fünfprozentigen Zollabzug genießen. Die das Reuterische Bureau erzählt, überzeugte sich nummehr der Attorney-General von der Unwirksamkeit dieser Bestimmung, da eine solche Vergünstigung der gesamten Einfuhr unter den bestehenden Zollverträgen zugutekommen müßte. Die Ermäßigung soll daher überhaupt nicht in Kraft treten. Falls die amerikanischen Reeder sich mit dieser Entscheidung nicht zufrieden geben, können sie die Gerichte anrufen. Seitens fremder Regierungen erwartet man keine weiteren Proteste. — Eigentlich könnte man ja nun die 5% Rabatt für alle mehrbegünstigten Nationen verlangen. Aber wir zahmen Europäer gelten drüben von vornherein als bessere Menschen. . . .

Washington, 30. Oktober. In der Bankkommission des Senats, die über die Geldumlaufmittel verhandelt, besteht Stimmengleichheit für die einzige von der Regierung zu kontrollierende Zentralbank und den Plan der Repräsentantenhausbill, eine größere Zahl Distriktsbanken zu errichten.

Lokales und Allgemeines.

Hundert Millionen Mark Lebensversicherungsanträge.

Die Anträge in der sogenannten großen Lebensversicherung (von 2000 Mark an mit ärztlicher Untersuchung) haben am 17. Oktober 1913 beim Verbande öffentlicher Lebensversicherungsanstalten in Deutschland zu Berlin und den angegliederten Lebensversicherungsanstalten den Betrag von 100 160 415 Mark erreicht. Diese außerordentlich hohe, nach kurzem Bestehen der öffentlichen Lebensversicherung erreichte Antragssumme liefert den besten Beweis dafür, daß für die Errichtung öffentlich-rechtlicher Lebensversicherungsanstalten ein Bedürfnis vorlag, und daß diese Anstalten sich in weitem Maße das Vertrauen der Bevölkerung erworben haben. Der Verband wurde durch Kabinettsordre vom 24. November 1911 genehmigt und nahm gleichzeitig mit den öffentlichen Lebensversicherungs-

Eilert Larven hatte es einstweilen aufgegeben, um die Gunst der unzugänglichen blonden Deutschen zu werden. Die schwarzhäutige Fremde, die ganz und gar große Dame war, bestach ihn schon durch ihre Art, sich zu frisieren und zu kleiden. Heute trug sie für den Stadtbluch ein Schneiderkleid aus schwarzer Seide, neben dessen stilvoller Eleganz selbst die verwitwete junge Amerikanerin, den Anflug eines kleinen Provinzmädchens gewann. Im übrigen war es nicht unlobend, sich mit dieser niedlichen Dame, die immer in Weiß ging und so föhliche Taubenblurubinen an den Fingern funkelte ließ, näher bekannt zu machen. Trotz ihrer falschen Locken. . . Sie hatte allezeit ein so liebes Lächeln um die Lippen und dabei einen feuchten Schmeltz in den reibbraunen Augen. Die Dollarprinzessinnen dagegen mit ihrer Bindigebewusstheit, die bleichfuchigen Schwestern mit dem Stolz im Rücken, konnten ihm gestohlen werden: nicht einmal den Wergengruß der Herren erwiderten sie, die ihnen vom dem Herrn Papa Bierbrauer aus Philadelphia nicht vorgestellt waren.

Auch jetzt mieden sie die Berührung mit dem Volk und stiegen sofort in einen der wartenden Wagen.

Gundula schritt langsam das Laufbrett hinab, blieb stehen und sah sich mit einem gebietenden Blick nach Rudolf um. Er mußte ihr dienstillig sein in dieser Fremde, wenn sie vor den Leuten ihn darum ersuchte. Aber während sie zögerte, fand sie sich eingekreist von einer Horde kleiner und behender braunhäutiger Gestalten, die in Kennierhülle, Schnabellähne und bunstelegte Züpfelmützen gekleidet waren. Sie priesen in unverständlichem Idiom unter heftigen Arm- bewegungen, die von ihren bereiteten rotumranderten Mongolenaugen unterstützt wurden, ihre bescheidenen Handelsartikel an, Knochenhühnerwerk, Pelzklappen, Kinderstuhlfußchen und Puppen.

Gundula kaufte funlos um das Hindernis loszuwerden. Doch je mehr sie zahlte, desto zudringlicher wurden die Lappen. Gundula sah am vornehmsten aus, sie mußte die Reichste sein: soviel beobachteten auch die rotmächtigen Lappenfrauen, die sie mit schlechtem Rahengang umringten. Nun stand sie da, beladen mit zwei Kenniergeweben, auf die das Bild eines Schlittens eingeritzt war, einer arabesken-verzierten Messerschneide, drei haarenden Pelzbeutel und ihrem offenen Geldbeutel, in dem das Kleingeld zusammengeschmolzen war. Rudolf, der einst so ritterliche, sprang nicht zu ihr die Dinge abzunehmen. Jetzt eroberte sie, wie er die Straße hinaufging und bei einer Dame stehen blieb, die sie noch nicht auf dem Dampfer bemerkt. Sie hörte, wie diese Dame lachenden Mundes und lachenden Auges, ganz Sonne unter der Sonnenflut ihres lichten Haars ihm in gebrochenem Deutsch ein „Guten Morgen, Viellichtchen“, zurief,

(Fortsetzung folgt.)

Fernweh.

Roman von Anna Sehnisch-Rappheinst.

27]

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wenn jetzt nicht Gundula sternschnuppenhaft seinen Horizont ge- kreuzt hätte — Bei dem Gedanken an fallende Sterne verlangte ihn heftig nach der Finsternis der Sidlandsnächte, die den Menschen zur Ruhe bringen und Wunsch und Wille zum Traum abdämpfen. Nächte, in denen man keine Unrast verstehen kann. . . In der un- formberzigsten Helle der Polarzone war nicht eine Stunde, in der einem die anderen die Gedanken von der Stirn laien. So enttappte er sich, in unbekanntem Weiten steuernd, schon wieder bei der Seh- sucht nach ferneren Küsten und lächelie. „O, Gundula, wenn wir über die Arica zögen, oder von Liguriens Palmenhöfen lähe Er- schlaffung uns anwehte, dann wolle ich keinen langen Widerstand au- bringe, die Sommernächte mit Dir auszufoten. Denn Dein Zauber verfährt sich noch immer um mich. Du hast vor allen Frauen eins voraus: Du wägst und kranke nicht. Du überströmst und verschwen-dest. . . Aber das Nordland macht kalt und klar. Ich spüre meinen Willen. Und meines Willens Ziel bin ich selber. Mich selbst will ich erleben und nicht die Frauen. Ich werde hart sein müssen, ichöne Gundula.“

Er ließ sich in die Rauchlujute ein Frühstück bringen, trant einen schweren Ungarwein dazu und setzte eine Sabanna in Brand. Nun glitt des Lebens Ungeacht in farbigen Nebelringen von ihm ab, und er lachte seine schwerfälligen Bedenklichkeiten aus. Was zauderte er, sich der Gegenwart hinzugeben?

Was es nicht reinstes Glück, in diesem Uebermaß von Licht durch Tag und Nacht, die nichts mehr trennte, hinzuleiten und überdräng-liche Schönheit einzuliegen, um einen Helsen zu biegen und voll Ueberreizung neue köstliche Schau zu genießen, und zu wissen, daß jeder kommende Tag ein frisches Geschenk hält? Jeder Tag ein erster Schöpfungsstag! Aber nicht nur im Nordland. Das Leben lohnt nur, wenn es ein Erleben ist. Alles Zweite schmeckt fob. Das Meer der Menschen reichlich wandert ausgestretete Straßen, ist von abgegriffenen Tischen und tu Arbeit, die Hunderttausende vor ihm taten. Es muß ja wohl so sein, wenn die Menschheit Bestand haben soll. Doch es muß Herben und Führer geben. Ich mag mit der Menge nichts gemein haben. Erstes Erleben macht göttergleich. Die Welt steigt aus dem Nichts empor. Wir trübten an den Ursprung der Dinge. Das ist das Glück der Unbekannten. Das Unbekannte

kann auch häßlich sein oder schreckhaft. Auch dann ist es begehrens- wertter als die Zufriedenheit der Gewohnheit. Er überdachte die Ge- fahren, die er auf seinen Forschungsreisen im Sudan und am Kongo ausgetand, und stellte fest: auch dieses „Glück ohne Ruh“ war „Nülle des Lebens.“

Schon durchpustete ihn neue Kampf- und Entbeckerluft. „Ein Schiff ist ein Haubitze. Ich hätte nicht fahren sollen. Was brauche ein Mann in meinen Jahren Erholungsreisen wie ein Geis! Die Unmüdigkeit hat mich den anderen ausgeliefert, so bin ich in diese Ver-wickelungen geraten. Wie entlich ich ihnen? Ich bin kein Diplomat. Am liebsten reiste ich mich in nächsten Hafen auf einen Walfisch- fänger und zöge mit zu den Rütten von Spitzbergen.“

Auch Gundula spannte sich auf den Hesen. Man würde auf Stunden an Land gehen und die Möglichkeiten zur einlamen und rüd- haltlosen Aussprache finden. In dieser Erwartung hatte sie sich den ganzen Tag ruhig zurückgehalten.

Ihre unvornehme Vereinfachung für die Abendbrunde ihrer Ritter bebrachte sie nachträglich; zugleich schmolt sie mit dem Schiffsbau- meister, weil nicht für lauschige und unbeobachtete Winkel vorgefot war.

Die fubngeschwungenen Bergpyramiden mit den mächtigen Schnee- feldern, die der Stadt Tromsö den Hintergrund stellen, rückten nahe. Schon unterschied man die Farben der grau, braun oder grünlich ge- strichenen niedrigen Holzhäuser, Kirchtürme, Schornsteine und die Menge der Masten der verankerten und ein- und ausfahrenden Schiffe. Am Kai gab es ein unmereres Gewimmel. Nischer, Hafen- arbeiter, Händler waren geschäftig, und zwischen den muskulösen knöchigen Männergestalten drängten die jungen Damen von Tromsö in Toiletten der vorletzten doch stark unterfridichen Mode neugierig an den Steg.

Alle Reisenden hatten es eilig, vom Dampfer zu kommen. Boran war Grigorij Alexandrowitsch. Er beabsichtigte, in einem beladenen Walfischboot einzukaufen, um sie dem Moskauer Museum zum Ge- schenk zu machen; den ganzen Tag schon hatte seine Mutter ihre Un- gebung von diesem Plan unterhalten. Walfischbooten, so haben seine Freunde ihm gesagt, sind très rares und zu haben nur in dieser Stadt. Loreille gauche — das linke Ohr ist schwerer als das rechte. Und sie wiegen überhaup enorm. Il faut demander monsieur le capitain seine Begleitung.“ Doch sowohl der Kapitän wie die Steuer- lenke hatten abgelehnt. Madame Kopychina war erschlossen, selbst mitzugehen, da hatte das Studentlein die fremde Nachricht gebracht, daß seine alte Heibelberger Freundin, die Kellnerin, in Tromsö ein Spezialgeschäft für Walfischböden und Walfischgebisse wisse; Mama brachte sich also nicht zu femhen.